

Wo Studenten ihre Professoren benoten

Der Grazer Soziologe Christian Fleck arbeitet immer wieder in den USA. Er berichtet über den Alltag an der Universität von Minneapolis.

Amerika hat uns eine ganze Menge geliefert: Jeans, Kaugummi, Hollywood-Filme, Rock'n'Roll, CNN, Microsoft, Google - bis zum Onkel Geizhals, so heißt der 1947 das Licht der Cartoon-Welt erblickende Onkel Dagobert im Original.

Minneapolis, wo ich die letzten vier Monate verbrachte, ist nicht nur nach österreichischen Maßstäben eine Großstadt, sondern nimmt Platz 16 unter den US-Ballungsgebieten ein. Der Bundesstaat Minnesota ist drei Mal so groß wie Österreich, macht aber nur 2,5 Prozent der USA-Gesamtfläche aus. Als nördlichster Staat der USA (abgesehen von Alaska) ist Minnesota klimatisch extrem: Im Winter sind minus 30 Grad ebenso wenig ungewöhnlich wie im Sommer plus 40. Böse Zungen behaupten, dass es in Minnesota nur zwei Jahreszeiten gäbe. Winter und Juli.

Beides, das Klima und die Ausdehnung, formen das Sozialverhalten. Während der kalten Jahreszeit verkriechen sich die Bewohner in unterirdische Gänge und bewegen sich in Korridoren, die die Innenstadt im ersten Stock verbinden. Die große Ausdehnung ist die Überlebensgarantie der Radiostationen, weil die meisten Menschen stundenlang in ihren Autos sitzen, um zur und von der Arbeit zu fahren. Klar, dass der gestiegene Benzinpreis eine Rolle spielt. Für einen Liter zahlt man halb so viel wie in Europa, aber man fährt mehr und das immer noch in Benzinfräsern.

Ein vergleichbares Ausmaß an Offenheit und Freundlichkeit habe ich bislang nirgendwo sonst erlebt. Jeder spricht mit jedem, ohne Rücksicht auf Klas-

senunterschiede. Es gibt geradezu einen Wettbewerb darum, jemandes Vornamen beim zweiten Zusammentreffen richtig zu nennen. Ich muss gestehen, ich schaffte es selten, auch nicht bei den Studenten, die ich zweimal wöchentlich traf.

Die Universität von Minnesota ist eine öffentliche Universität, mit vier Niederlassungen. Daneben gibt es eine große Zahl privater Colleges und Universitäten. Allein am Haupt-Campus in Minneapolis studieren so viele Studenten wie an allen fünf Grazer Universitäten, allerdings werden weit mehr Studienrichtungen angeboten, auch Veterinärmedizin, Lebensmittel- und Agrarwissenschaften. Der Staat kommt für ein Fünftel der Ausgaben auf, je ein weiteres Fünftel stammt aus Studiengebühren und Drittmitteln. Der Rest sind Einnahmen aus anderen Geschäften, beispielsweise Apfelsorten, die man entwickelt hat. Verglichen mit österreichischen Universitäten ist das Budget (rund 750 Millionen Dollar; zum Vergleich: das Budget der TU Graz beträgt ein Drittel) viel höher.

Bei der Mehrheit der Studierenden handelt es sich um Undergraduates, was dem Bachelor-Studium in Österreich entspricht. Die Studiengebühren sind mit jährlich 10.000 Dollar für Österreicher astronomisch, für die USA im oberen Mittelfeld. Allerdings bekommen die Studenten dafür auch etwas: von großzügig ausgestatteten Bibliotheken über ein Stu-

dentenhause bis zur Baseballmannschaft. Und natürlich Professoren, die den Job nicht nur deswegen ernst nehmen, weil sie von den Studenten benotet werden.

Die Absolventen der Grundausbildung bekommen magere Jobs. In Kaufhäusern oder Hotels traf ich sie ebenso wie in der öffentlichen Verwaltung. Das Under-

graduate-Studium ist keine Berufsausbildung. Die Abschlussnoten bestimmen aber darüber, was man anschließend macht. Studienabbrecher gibt es selten. Robert Zimmerman war einer, der die Universität in Minneapolis kurz besuchte, ehe er nach New York ging, um Bob Dylan zu werden.

Jene, die ein weiterführendes Studium anschließen, durchlaufen ein selektives Aufnahmeverfahren. Wer in ein Doktoratsprogramm aufgenommen wird, befindet sich in einer exquisiten Lage: Doktoratsstudenten werden bezahlt, haben Arbeitsplätze und kooperieren eng mit ihren Betreuern.

Die US-Universitäten sind trotz aller Bemühungen, Serviceleistungen für die Gemeinschaft zu erbringen, vom Rest der Gesellschaft isoliert. Aber als Ausbildungs- und Forschungsstätten sind sie den meisten europäischen überlegen. Das wird sich wohl so schnell nicht ändern.

Christian Fleck war von Jänner bis Mai 2008 Gastprofessor an der University of Minnesota und unterrichtete dort „Varianten europäischer Sozialpolitik“

TAGEBUCH AUS AMERIKA



CHRISTIAN FLECK



Hier reicht ihr noch der Rivale die Hand,

Hillary Clinton bietet sich Barack Obama als Vizepräsidentin an. Damit setzt sie diesen deutlich unter Druck. Heute Nacht wurden auch die letzten Vorwahlen geschlagen.

Noch einmal trat Hillary Clinton gestern die Flucht nach vorne an. Bald nachdem die Nachrichtenagentur AP - freilich ohne offizielle Bestätigung - gemeldet hatte, dass Barack Obama bereits die notwendige Mehrheit der demokratischen Stimmen hinter sich habe, meldete sich die Senatorin zu Wort. Nach Fernsehberichten von NBC und CNN soll sie, die keine Chance mehr gegen ihren Mitbewerber hat, erklärt haben, dass sie bereit sei, unter Obama als Vizepräsidentin zu arbeiten.

Dieser politische Schachzug könnte Obama stark unter Druck setzen, wäre er doch in der freien Wahl seiner Mitarbeiter gehörig eingeschränkt. Lehnt er den Vorschlag Clintons aber ab, so könn-